

"Ein Stern ist aufgegangen..." : das erneuerte Wettinger Sternsingen

Autor(en): **Meng, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **46 (1959)**

Heft 3: **Aargau**

PDF erstellt am: **02.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-528611>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Ein Stern ist aufgegangen . . .»

Das erneuerte Wettinger Sternsingen

Dr. Heinrich Meng

Wer im Aargau die Wirkkraft lebendigen Brauchtums erfahren will, muß entweder das traditionsbewußte Dorf Hallwil oder, merkwürdigerweise, die nunmehr größte Gemeinde des Kantons, Wettingen, aufsuchen. Dort, in Hallwil, sind Mittwinter- und Fasnachtsbräuche heidnischen Ursprungs belebt worden; hier hat der christliche Weihnachtsbrauch des Sternsingens eine neue, würdige Form gefunden. Seit 1948 bewegt sich alljährlich in den Weihnachtstagen der feierliche Lichterzug der Sternsinger durch die Gassen des alten Weinbauerdorfes am Fuße der Lägern und durch die fast amerikanisch anmutenden breiten Straßen Neu-Wettingens: voran der weißgewandete Sternträger mit dem fünffarbig leuchtenden Stern, dann die lange Doppelreihe der Öllämpchen tragenden Kinder, der Chor mit seinen wappengeschmückten Pergamentlaternen, danach Hirten und Könige mit ihren Begleitern im geheimnisvollen Licht der mächtigen Transparente, und schließlich in biblischer Schlichtheit das auserwählte Paar. Wie ein einigendes Band schlingt sich der leuchtende Zug, die Weihnachtsbotschaft verkündend, um alte und neue Quartiere der Gemeinde, die naturgemäß nicht so leicht den Weg zu einem harmonischen Zusammenleben finden. Das ist mehr als ein Bild; tatsächlich haben zum Aufbau des neuen Sternsingens Kräfte aus allen Teilen der Gemeinde und allen Schichten der Bevölkerung beigetragen. Vielleicht läßt sich die Form der Zusammenarbeit, die in Wettingen einem ehrwürdigen Brauch zu glückhafter Wiederbelebung verholfen hat, ähnlich auch anderswo verwirklichen. Nicht zuletzt deshalb soll hier einiges aus der Geschichte unseres Sternsingens berichtet werden.

Zählt das neue Wettinger Sternsingen erst ein Dutzend Jahre, so läßt sich die Tradition der Dreikönigsspiele, aus der es hervorgegangen ist, um nahezu ein Jahrtausend zurückverfolgen. Zum Beispiel erwähnt die auf die Zeit um 1100 zurückgehende Gottesdienstordnung von Sitten, die Albert Carlen erschlossen hat, für die Burgkirche Valeria den Brauch, daß im Rahmen des Hochamtes der Epi-

phanie drei Domherren symbolisch die drei Könige verkörperten. Als Urform des Spiels begegnet uns hier der feierliche Zug mit dem ‚Sternträger‘ (wobei der Stern freilich noch nicht realistisch dargestellt, sondern durch einen Kerzenleuchter angedeutet wird) und die Darbringung der biblischen Gaben. In spätmittelalterlichen Dreikönigsspielen, die sich bereits der Volkssprache bedienen, treten zu den Königen Hirten und ein Engel, und die Gaben werden statt dem zelebrierenden Priester nun der Heiligen Familie an der Krippe dargebracht. Immer weiter entfernte sich im Laufe der Zeiten das ehrwürdige Spiel von seinem liturgischen Ursprung. Aus den priesterlichen Königen wurden schließlich Knaben oder arme Schlucker, die mit einem Pappstern singend durch die Straßen zogen und, statt geheiligte Gaben zu spenden, ihren Bettelsack mit Leckerbissen füllten. Eine bei aller derben Realistik tief fromme Darstellung dieses Dreikönigsbrauches hat uns Felix Timmermans in seinem ‚Triptychon von den Heiligen Drei Königen‘ geschenkt.

Im Aargau läßt sich der Brauch des Stern- oder Ansingens etwa bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen. In Wettingen war er lange Zeit der Obhut der Lehrer anvertraut, die die Lieder einübten und mit den gesammelten Spenden ihr karges Einkommen etwas aufbesserten. Rückten die Wettinger ‚Sängerknaben‘ einmal auf eigene Faust ohne Wissen des Lehrers aus, hatte sich nachher der Gemeinderat mit dieser Eigenmächtigkeit zu beschäftigen, und er ermahnte die Knaben, sich hinfort wieder an die überlieferten Bräuche zu halten. Glücklicherweise konnten sich die Lehrer später von der demütigenden Abhängigkeit von so unsichern Nebeneinkünften freimachen. Die Sternsinger dehnten nun ihre Streifzüge ungehindert in die Nachbardörfer aus und taten sich selber gütlich an den erbettelten Köstlichkeiten. Die ästhetischen Ansprüche waren damals recht bescheiden. Die heiligen ‚Drei-Vier‘, so benannt, weil den drei Königen ein sterntragender Engel voranschritt, fertigten sich ihre Gewänder selber an; der einfache bemalte Stern ließ sich mittels einer Schnur drehen, und die Sprüchlein, die vorgetragen wurden, waren armseliges Flickwerk.

Kein Wunder, daß dieses Sternsingen allmählich in Vergessenheit geriet, bis es um das Ende des Zweiten Weltkrieges durch die Jungwacht von Wettingen wieder aufgenommen wurde. Nun kleidete man die Könige in geliehene Prachtgewänder aus einem Kostümhaus ein und gab ihnen außer dem Stern-

träger noch einige Begleiter in Ministrantenkleidern bei. Die gesammelten Gelder wurden für caritative Zwecke verwendet. So hatte sich in Wettingen bereits wieder ein Keim der alten Spielfreudigkeit geregt, als der Inspirator des neuen Sternsingsens, *Hans Schmid*, die Szene betrat. Er erlebte 1946 in Luzern im Rahmen eines Volkstheaterkurses die Aufführung eines Dreikönigsspiels durch die Luzerner Spielleute mit. Da erfaßte ihn der Gedanke, diese weit würdigere und reifere Form des Sternsingsens im Umkreis der alten Zisterzienserabtei Wettingen, aus deren engstem Bezirk er hervorgegangen war, heimisch zu machen. Mit glühendem Eifer ging er ans Werk. Verhandlungen mit der Jungwacht mündeten in den Entschluß aus, neue Kostüme zu schaffen und durch Dr. *Oskar Eberle*, den großen Erneuerer des schweizerischen Volkstheaters, für Wettingen ein eigenes Spiel schreiben zu lassen. Sein mundartlicher Spieltext, einfach und kernig in der Sprache, strahlt eine innige Liebe zum göttlichen Kinde aus. Am Schlusse deutet der Sternträger den Sinn des Spiels mit den Worten:

My Stärn chündt eu die neu Zyt aa.
 All Mäntsche fünd sich aa verstaa.
 Alls Übelwelle hed es Änd,
 Verschtrittnig gend sich fridlich d'Händ.
 So cha die blüetepträchtig Ärde
 doch no zum Paradies eu wärde.
 Und übers Jaar? und übers Jaar
 wird, was mir wünschid, offebar!

My Stärn chündt d'Ebigkeit eu aa.
 Sött i dem Jaar eu ds Stündli schlaa,
 was chan eu Sündera no gschee?
 Ier hend hüt z'Nacht der Heiland gsee.
 Der Gröschd hed sich zum Chlinschte gmacht,
 i dere heilige Stärnenacht.
 Und übers Jaar? und übers Jaar
 wird ds Himmlisch Rych eu offebar!

Mächtig wurden sodann Freude und Eifer der Beteiligten durch die großlinigen, farblich klar aufeinander abgestimmten Kostümentwürfe von Hedwig Eberle-Giger angefacht. Nun galt es, die reizvollen kleinen Modelle in wirkliche Gewänder umzusetzen. Einen schönen Ballen Stoff erhielt man geschenkt, die Näharbeit aber ließ in mancher Nacht des Sommers 1947 die Arbeitslampe in der Stube von Frau Schmid bis gegen den Morgen hin nicht erlöschen.

Die Kosten liefen sich beängstigend auf, doch auch diese Sorge wurde bald durch eine glückliche Idee gemildert. Es fanden sich *Stifter*, die bereit waren, für eines der Kostüme aufzukommen; dafür erhielten sie das Recht, ihr Kostüm jeweilen durch ein jüngeres Glied ihrer Familie im Spiel tragen zu lassen. So wurde das Sternsingen fest in der Wettinger Bevölkerung verankert und zugleich der Kern einer Organisation geschaffen, die es inskünftig tragen konnte. Das beständige, konservative Element der Stifter und das jugendliche, fluktuierende der Spieler halten sich seither in der Sternsinger-Vereinigung die Waage. Geistlichkeit und Kirchenpflege haben in ihrem Vorstand einen ständigen Vertreter. In den ersten Zeiten überschatteten finanzielle Sorgen und Auseinandersetzungen die Geschicke der Spielgemeinschaft. Erst im Winter 1956/57 konnten die letzten Kostümschulden abgetragen werden, und im gleichen Jahre war es erstmals möglich, einen Überschuß satzungsgemäß für soziale Zwecke zu vergaben.

Bald drang der Ruf des erneuerten Wettinger Sternsingsens über die Grenzen der Gemeinde hinaus. Die Spielschar wurde von da- und dorthier, zuerst 1949 aus Zurzach, zu nachbarlichen Besuchen eingeladen, und für die Teilnehmer bedeutete jede derartige Fahrt in den Winterabend hinaus zum Spiel vor unbekanntem Zuschauern ein besonderes Erlebnis. Unvergeßlich bleibt denen, die dabei sein durften, etwa der Lichterzug durch die enge Gasse hinauf zum Zürcher Lindenhof und das Spiel auf dem ehrwürdigen Boden der königlichen Pfalz. Zweimal entfalteteten die Sternsinger die Farbenpracht ihrer Kostüme in der mittäglichen Sonne eines Festtages, zuerst am Trachtenfest in Luzern 1951. Auch im Radio und auf dem Fernsehschirm waren sie schon zu Gäste.

Dem gesunden Bestreben, nicht frühzeitig zu verkalken, entsprang der Wunsch nach einem zweiten Spieltext, der alternierend mit dem ursprünglichen sollte aufgeführt werden können. Zu einem Brauch gehört zwar das Element der Stetigkeit, aber er darf doch nie zur leeren Routine erstarren. So war es für die Sternsinger ein Glück, als ihnen 1954 die Aufgabe gestellt wurde, das von *Silja Walter* im alten Benediktinerinnenstift Fahr eigens für sie geschaffene neue Spiel einzustudieren. Dieses Spiel, dichterisch kühner und einheitlicher gestaltet als das erste, entfaltet sich aus dem Motiv des sich drehenden Sterns heraus und dringt bis in die Tiefe des

Geheimnisses der Weihnacht vor, die das irdisch Große klein, das Kleine und Verachtete königlich groß werden sieht. Andererseits entbehrt diese sublimen Dichtung vielleicht der lapidaren volkstümlichen Kraft, die dem Text von Oskar Eberle innewohnt.

So eignet dem Wettinger Sternsingen noch heute frische Lebendigkeit. Die stete Bereitschaft der Spielgemeinde zur Auseinandersetzung mit neuen Aufgaben scheint die kraftvolle Fortdauer des erneuerten Brauches zu verbürgen. Unsere größte Hoffnung ist, daß die Friedensbotschaft des Krippenspiels bald einer zum Frieden bereiteren Welt verkündet werden dürfe.

Anmerkung

Der Spieltext von Oskar Eberle ist in den Badener Neujahrsblättern 1957 abgedruckt; das Spiel von Silja Walter ist in der Arche-Bücherei erschienen.

Zwei Dichterinnen und ein Dichter

Jos. Rennhard

Verwegen wäre es, in einem kurzen Aufsatz über ‚das aargauische Schrifttum‘ zu sprechen. Man müßte bei den Minnesängern anfangen und fortschreitend bis in die Gegenwart wohl an die hundert Namen nennen. Und einige der Namen hätten guten Klang: Pestalozzi, Jakob Frey, Adolf Frey, Adolf Haller, R. J. Humm...

Doch unsere Schriftsteller brav zu katalogisieren, sei nicht unsere Absicht. Wir wollen hier ein wenig unsere Mundart singen lassen. Und zudem sollen hier Gedichte stehen, die in der Schulstube auch das Kind zu packen wissen. Ist's nicht bald so, daß selbst wir Lehrer dem utilitaristischen Bildungsstreben Opfer um Opfer bringen? Das Gedicht, das unsere Schüler lernen sollen, muß selbstverständlich ein schriftdeutsches sein, damit noch etwas für den Aufsatzunterricht, für die Stillehre und die Orthographie herauskommt. Das Mundartgedicht geht grad noch an für die Unterstufe...

So weit sind wir gekommen. Und daneben halten wir bitter ernste Vorträge, in denen wir davon reden, wie der Mensch von heute dran sei, seine Seele zu verlieren.

Gebt dem Menschen seine Sprache wieder, seine Muttersprache, und ihr werdet ihm seine Seele wieder zurückgegeben haben.

Ein anderer Vorwurf wird dem Mundartgedicht gegenüber noch oft erhoben, man sagt, es dringe nicht in die Tiefe, habe rein grammatikalisch kaum die Möglichkeit, Tiefes auszusagen, bleibe letztlich Reimerei und Kindervers.

S gaxet es Hüendli,
S gaxe glaub zwöi,
S tönt ab der Brügi
Grad usem Heu.

Chömed cho luege:
Hanis nid gseit?
Jezig gits Chüechli,
Jo, si händ gleit!

Als ob letzten Endes Dichtung je von der moralischen Aussage allein gelebt hätte? Als ob es je wahre Dichtung gegeben hätte, die nicht aus Rhythmus und Melodie, aus dem Wortspiel und der urgeheimen Magie der Sprache gelebt hätte? Gerade unsere berühmteste Aargauerin, von der das oben zitierte Kinderlied stammt, wußte durch die Mundart in die Tiefe zu dringen: *Sophie Haemmerli-Marti*.

De Brunne

Pfingschtrose im Garte, Steifriesli ums Hus –
S Mareili triplet zum Gatter us:
«Juhe, zu de Meie, a d Sunne!»
Verusse ruschet de Brunne.

S Mareili luegt über s Brunnes Rand –
Dopackts us der Teufi engspängschtigi Hand.
Vor Angscht isch em s Härzli versprunge.
De Vatter ziets usem Brunne.

Durs Tobel uf geischtet en chitigi Nacht
Bim totnige Chindli händ d Bätterlüt Wacht.
Im Härd isch s letscht Schitli verbrunne.
Verusse ruschet de Brunne.

Der Inhalt: einfach, jedem Kind faßbar. Ein blühender Frühsommertag liegt über dem Garten. Die Pracht der Blumen lockt das Kleine aus dem Lauf-